

DIE GLOBALE APARTHEID UND DAS NEUE JERUSALEM

PREDIGT

Pfarrer Andreas Lipsch

Gott kommt, liebe Gemeinde. Gottes verschwenderische Liebe wird sich durchsetzen. Himmel und Erde werden verwandelt. Und alles wird hineingezogen in diese Verwandlung: Wir, mit Leib und Seele; alle Kreaturen; die ganze Erde und sogar der Himmel. Die Mächte und Gewalten, die schicksalhaft und unbesiegtbar scheinen, werden entmachtet. Alle menschliche Herrschaft wird gebrochen. Und die Opfer der Geschichte werden ins Recht gesetzt.

Das ist die große Vision im letzten Buch der Bibel, der Offenbarung des Johannes. Und das ist von Anfang an die hoffnungsvolle Botschaft Jesu in einer hoffnungsarmen und visionslosen Welt: *Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.*

Es gibt ein schönes Bild, das diese Hoffnung ausmalt: In besagtem letzten Buch der Bibel träumt der Seher Johannes auf der griechischen Insel Patmos von einer Stadt, die allen Menschen ein Leben in Genüge einräumt. Eine neue Stadt, ein erneuertes Jerusalem mit zwölf Toren, die vor Zuwanderern nicht verriegelt sind, sondern weit offen stehen. Und im Zentrum dieser Stadt ein Gott, der nicht herrscht, sondern tröstet, nahe bei den Menschen, so nah, dass er selbst ihre Tränen abwischt.

In der Mitte einer befriedeten Stadt zu wohnen, inmitten getrösteten und geheilten Lebens: Das ist die Mission Gottes. Und die Kirche Jesu Christi ist von der Hoffnung getragen, an dieser »missio dei« teilzuhaben. Darum nährt sie sich von den biblischen Sehnsuchtsbildern. So nötig wie das tägliche Brot



Foto: © epd-bild

brauchen wir die Vision einer Gesellschaft, aus der niemand ausgeschlossen ist, wo alle satt werden und »genug haben«, was übrigens die wörtliche Übersetzung des hebräischen Wortes Shalom ist.

Von wegen »Ende der Utopie«! Wir brauchen die Utopie, die Bilder von Noch-nicht-Orten, wo Ungerechtigkeit, Friedlosigkeit und Umweltzerstörung ausgeräumt sind. Wir brauchen sie nicht als billigen Trost, nicht als Vertröstung auf ein Jenseits, sondern als kritischen Horizont des Diesseits. Die himmlische Stadt gibt den Blick frei auf die irdischen Städte und Dörfer und Gesellschaften. Und was sehen wir da?

Lassen Sie mich ein paar Eindrücke aus einer Stadt schildern, die Sie auf den ersten Blick vielleicht gar nicht unter dem Begriff Stadt verbuchen würden: der sogenannten »Airport City«, altdeutsch: Frankfurter Flughafen. Fast jede/r kennt ihn und viele verbinden mit diesem Ort Urlaub, weite Welt und grenzenlose Mobilität. Mir jedenfalls

fällt es schwer, mich der Faszination dieses Ortes zu entziehen. Wenn ich nach dem Einchecken noch ein wenig in der imposanten Halle des Terminal II sitze, zieht buchstäblich die Welt an mir vorbei: Schwer gepackte Familien, die ich nach Bombay oder Nairobi fantasie, die einen gerade gelandet, andere kurz vor dem Abheben. Ein junger Mann mit verpacktem Surfboard macht mich etwas neidisch, weil ich an den Strand mit Palmen denken muss, an dem er in spätestens 12 Stunden liegen wird. Dazwischen immer wieder Männer mit grauen Anzügen und Frauen in grauen Kostümen, die nur einen kleinen Rolli benötigen, weil sie noch heute, spätestens aber in ein, zwei Tagen wieder hier sein werden: Globale Nomaden, die im Flieger so selbstverständlich arbeiten, als sei es ihr Büro. Die Anzeigentafel registriert »Arrivals« und »Departures« im 20-Sekunden-Takt.

Natürlich könnte man das alles auch globalisierungskritisch betrachten und

fragen, was denn so viel Mobilität mit unseren Leben macht. Aber dazu hat man und frau in den weichen, breiten Ledersesseln und vor lauter Freude, selbst bald woanders zu sein, einfach keine Lust. Es ist verlockend, selbst zu dieser globalen, mobilen und multikulturellen community zu gehören, in der die einen kommen, andere gehen, und wo sich scheinbar alle bewegen dürfen, wie und wohin sie wollen. Die Werbebroschüre des Flughafenbetreibers bringt es auf den Punkt: Airport-City – das »Tor zur Welt«. Schöne Ausichten.

Etwas ganz anderes sieht, wer durch eine unscheinbare Tür in einer Ecke dieses lichtdurchfluteten Terminals geht und die sogenannte Rückführungsstelle der Bundespolizei betritt. Von hier aus werden Abschiebungen organisiert und durchgeführt. Mehr als die Hälfte der knapp 4.500 Abschiebungen im vergangenen Jahr erfolgten von Frankfurt aus, also durchschnittlich gut 12 am Tag. Um Aufsehen zu vermeiden, werden die sogenannten deportees nicht durch den Terminal gebracht, sondern von den Transportkommandos durch das Tor 2 der Airport-City direkt in der Rückführungsstelle angeliefert. Und da sitzen sie nun zwischen ihren oft schäbigen Koffern, manchmal auch inmitten blauer Mülltüten, in die sie am frühen Morgen noch schnell ihre Habseligkeiten geworfen haben. Hier enden Träume von einem besseren Leben, nicht selten nach 10 oder 15 Jahren in Deutschland. Die einen scheinen es fast teilnahmslos hinzunehmen, manche wehren sich, viele weinen, Kinder, Frauen, Männer. Hier gibt es nur noch Departures. Das »Tor zur Welt« – hinter den deportees fällt es ins Schloss.

Eine unscheinbare graue Tür trennt in dieser modernen City die »Abschiebereifen« (wie sie im Amtsdeutsch manchmal und verächtlich genannt werden) von den adrett gekleideten globalen Nomaden.

Dieser Ort ist für mich zum Sinnbild für eine zunehmend gespaltene Welt geworden. Jan Pronk, ehemals niederländischer Minister und heute Präsident der »Gesellschaft für Internationale Entwicklung« in Rom, nennt es »Globale Apartheid«. Die einen dürfen und sollen weltweit mobil sein, auf der Suche nach dem Traumstrand oder

dem günstigsten Wirtschaftsstandort. Die anderen – und das ist weltweit die große Mehrheit – können und dürfen ihrer Misere nicht entfliehen. Und die tatsächlich versuchen, woanders ein besseres Leben zu finden, werden in aller (Nichtbleiberechts-)Regel wieder in ihre »Homelands« abgeschoben. Bei der Apartheid in Südafrika war es die Hautfarbe, an der entlang die Gesellschaft entmischt wurde. Für die Globale Apartheid zählt allein das Kriterium der Nützlichkeit. Längst aber sind nicht mehr alle nützlich. Wenn ich zynisch wäre, würde ich sagen: »Das waren noch Zeiten, als die Armen ausgebeutet wurden. Da wurden sie wenigstens gebraucht.« Heute werden mehr Menschen *ausgeschlossen* als ausgebeutet. Sie sind schlicht überflüssig, jedenfalls aus der Perspektive der globalen Ökonomie. Sie werden nicht gebraucht, weder ihre Arbeitskraft noch ihre Kaufkraft.

Die Spaltung der Welt, die Jan Pronk mit Blick auf die Entwicklungsländer beschreibt, lässt sich immer deutlicher auch hier beobachten, mitten in dieser Gesellschaft – und nicht nur in der Airport-City. Um die »gated communities«, die gut bewachten Viertel, wo die Gewinner wohnen, wachsen die abgehängten Stadtteile der Verlierer. Die produktiven Eliten lassen sich an akkurat gedeckten Tischen nur das Beste servieren, während sich die »Überflüssigen« an Tafeln abholen dürfen, was – wie sie selbst – nicht mehr gebraucht wird. Schärfer als alle anderen aber spüren die den Schnitt zwischen »Nütz« und »Unnütz«, die am schwächsten sind, die sich nicht mal Bürger nennen dürfen: Migrantinnen und Migranten ohne festen Aufenthaltsstatus, lediglich »Geduldete«.

Jahrelang haben beide Kirchen darauf hingewiesen, dass diese Menschen verlässliche Lebensperspektiven brauchen



Flüchtling am Frankfurter Flughafen.

Foto: © epd-bild

und darum eine Bleiberechtsregelung für sie gefordert. Gekommen ist eine Arbeitnehmerregelung: Wer uns ökonomisch nützlich werden könnte, soll bleiben dürfen, alle anderen sollen raus. Auch die aktuellen Debatten über das zukünftige Einwanderungsland Deutschland und den Einwanderungskontinent Europa folgen fast ausschließlich diesem Kriterium. Nach den besten Köpfen soll in Zukunft verstärkt gejagt werden. Alle anderen werden möglichst schon an Europas Außengrenzen verjagt. Und ertrinken zu Tausenden im Meer.

Was können wir tun in dieser gespaltenen Gesellschaft? Was sollen wir tun als Christenmenschen und als Kirche Jesu Christi?

Jesus hat auf diese Frage mit drei kurzen Imperativen geantwortet:

Der erste: **Predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.** Ich übersetze mir das so: Nehmt die biblischen Utopien ernst und beim Wort. Erzählt von jener anderen Stadt, in der alle einen festen Aufenthalt, Wohnung und Genüge haben. Und stellt sie den trostlosen Bildern von den eingezäunten Inseln der Wohlhabenden entgegen. Gerade als Christen seid ihr der Welt nicht nur die guten Taten, sondern auch die Träume schuldig. Lasst



Flüchtling am Frankfurter Flughafen.
Foto: © epd-bild

euch bloß nicht einreden, damit könne man keine Politik machen. Bisher ist nur unter Beweis gestellt worden, dass man mit dem Selektionsprinzip ökonomischer Nützlichkeit keine Politik machen kann, jedenfalls nicht für die Mehrheit der Menschen.

Der zweite Imperativ Jesu: **Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzig rein.** Auch das übersetze ich mal in unsere Situation: Verschafft traumatisierten Menschen eine dauerhafte Lebensperspektive in Sicherheit, ohne die sie nicht gesund werden können. Weckt die wieder auf, die sich schon aufgegeben haben, weil sie sich nach 15 oder 20 Jahren der Duldung nur noch als Objekte einer menschenfeindlichen Ausländerpolitik betrachten können. Macht sie wieder zu Subjekten ihres Lebens. Und rückt die vermeintlich Überflüssigen in die Mitte, ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Genau da gehören sie in der Kirche Jesu Christi nämlich hin. Und manchmal gelingt ja dank mitleidenschaftlicher Solidarität ein kleines Wunder, und die eine oder der andere bekommt tatsächlich eine Aufenthaltserlaubnis.

Trotzdem: Noch in der Freude darüber bleibt die eigene Ohnmacht spürbar. Denn die große Mehrheit bleibt weiter draußen: die Geduldeten außerhalb eines Bleiberechts, und die Mehrheit der Weltbevölkerung außerhalb eines menschenwürdigen Lebens. Der Geist der Globalen Apartheid scheint von unserer mitleidenschaftlichen Solidarität ziemlich ungerührt. Darum ist mir der dritte Imperativ Jesu so wichtig, der gewöhnlich unterschlagen wird, weil er ein bisschen antiquiert und nach Exorzismus klingt:

Treibt böse Geister aus!

Diese bösen Geister haben bekanntlich unterschiedliche Namen, aber der größte unter ihnen nennt sich heute »Sicherheit«. Im Namen der Sicherheit schützen wir uns vor Armen und Flüchtlingen. Plausibel? Nein! Wir wissen, dass die wirklich Armen gar nicht die Möglichkeiten haben aufzubrechen. Wir wissen, dass nur eine Minderheit der weltweiten Flüchtigen den Weg nach Europa sucht, die meisten bleiben in ihrem Nachbarland. Trotzdem mauern wir uns im Namen der Sicherheit ein und überlassen die da draußen sich selbst. Und es ist nicht unwahrschein-

lich, dass gerade dieser kollektive Sicherheitswahn in Zukunft die Bedrohungen herbeiführen wird, vor denen er sich heute meint schützen zu müssen.

Wer diesen bösen Geist austreiben will, braucht Mut, keine Frage. Zumal auch wir selbst – mehr oder weniger – von ihm besessen sind. In die so genannte europäische Sicherheitsarchitektur ist längst auch unser eigenes Lebenshaus eingezeichnet, mit allem Hab und Gut. Wer sich auf den Weg Jesu machen will, wird es verlassen müssen. Um die falsche Sicherheit ist es nicht schade. Ich vermute aber, dass wir auch einige lieb gewonnene Privilegien zurück lassen müssen, um sie von nun an mit anderen zu teilen.

Ein hoher Einsatz? Vielleicht. Vielleicht aber auch ein wunderbarer Tausch, wenn wir dort draußen diese alternative Barmherzigkeits-Architektur Gottes entdecken, in der für alle eine Wohnung und ein menschenwürdiges Leben vorgesehen ist. Ein wunderbarer Tausch, wenn auch wir dann sagen könnten:

Ich sehe einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sehe eine heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabgekommen ... Ihre Tore werden nicht verschlossen am Tage; denn da wird keine Nacht sein ... Und Gott wird abwischen alle Tränen ... (Offenbarung des Johannes, 21)

Es würde den Einsatz lohnen, wenn wir unserem Glauben glauben.

■ Kontakt: Pfarrer Andreas Lipsch
Interkultureller Beauftragter der Evangelischen Kirche und des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau
Ederstr. 12, 60486 Frankfurt am Main
Tel.: 069 / 794 72 26
andreas.lipsch@dwhn.de
Andreas Lipsch ist stellvertretender Vorsitzender des Ökumenischen Vorbereitungsausschusses.